Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 40

Artikel: Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen [Fortsetzung]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644625

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hatten und durch diesen Trick gerichtlicher Ahndung entgehen wollten. Das wirkliche Alter betrug bei den meisten 15 bis 16 Jahre, einige waren 19 und 20 Jahre, ein „14-jähriger" sogar 24 Jahre alt! Man versammelte sie und stellte sie geradewegs vor folgende Fragen: „Wer von euch will das Vagabundentum aufgeben? Wer will sofort Arbeit in der Fabrik, in den Werkstätten, in den Betrieben annehmen?"

Nur hundertundsechzig gingen darauf ein. Die anderen zogen es vor, zu leben, wie sie bis dahin gelebt hatten, das heißt im Süden Gastrollen zu geben und den Winter in Moskau zu verbringen...

Wenn man das Leben der Besprisornys recht begreifen will, darf man diese romantische Seite ihres Daseins nicht außer Acht lassen. Sie übt auf ihre junge Einbildungskraft eine große Anziehung aus: Die Freiheit und Unabhängigkeit machen sie gelegentlich alle Unbilden, alles Elend vergessen, und die Lebhaftesten unter ihnen erliegen auch den Verlockungen der frühen Laster und Genüsse, die ihnen niemand verwehrt...

Eben diese romantische Seite ihres abenteuerlichen Wandels schildert uns Vera Inber in der kurzen Skizze „Wie die Heuschrecken":

„Am Tage könnt ihr sie auf den Straßen Moskaus sehen. Sie sitzen an den Rinnsteinen, verkaufen Streichhölzer oder schauen aus den Asphaltkesseln wie junge Hunde von ihrem Lager. Sie baden in Pfützen, die vom Regen auf den Straßen und vor den Kellerfenstern geblieben sind, rauchen aufgelesene Zigarettenstummel und spielen Karten. Viel seltener sieht man sie essen. Das ist alles, was man so im Vorbeigehen von ihnen gewahr wird. Aber sie tun noch vieles andere, was fremden Augen verschlossen bleibt: Sie stehlen, schnupfen Kokain, trinken Aether, ja sie verüben Morde an Neulingen, deren noch nicht ganz zerfetzte Schuhe ihnen ins Auge stechen... Abends verschwinden sie. Sie wandern auf die Bahnhöfe und kriechen in leeren Waggons unter. Dort in Haufen gewühlt, einander erwärmend, hungrig, von Syphilis zerfressen, träumen sie von einem Lande, wo es keinen Schnee gibt, und wo die Trauben und Melonen reifen. Vor allem die Melonen haben es ihnen angetan. Eine Melone, das ist ein ganzes Mittagessen. Sie ist mehlig, süß, saftig, sie sättigt und stillt zugleich den Durst.

Und so suchen sie einzeln oder in Gruppen das Land zu erreichen, wo „die Melonen wachsen", bis nach Samarkand und die benachbarten Landschaften. Ihr Schicksal liegt in der Hand des Zugschaffners. Er kennt alle ihre Schliche, weiß, daß sie unter den Waggons in den Batteriekästen stecken und dort auf dem Rücken liegend, die Knie ans Kinn gezogen, hunderte von Werst mitfahren. Zuweilen macht sich der Schaffner einen Spaß, indem er die Kästen verschließt, so daß die Kleinen dort Stunden oder auch Tage verbringen, bis man sich ihrer erinnert. Oder aber, der Schaffner ist ein guter Kerl und tut, als sähe er die kleinen Wesen nicht, die auf den Puffern und in den Güterwagen hocken. Dann findet er später in seinem Dienstabteil ein lebendiges, unzweifelhaft gestohlenes Huhn oder ein Dutzend Gurken desselben Ursprungs. Das ist die Dankesweise der Kinder.

Und nun sind sie an ihrem Ziel. Sie sind in dem schönen Lande, wo es keinen Schnee gibt und wo die Melonen reifen. Sie wandern von einem Gemüsegarten zum andern. Wo nur Melonen zu erspähen sind, streifen auch sie herum. In einer Nacht sind sie imstande, einen Gemüsegarten auszuräubern, der mehrere Familien ernähren könnte. Alsdann machen sie sich an die Trauben. Sie handeln nach den Grundsätzen der Heuschrecken. Ihre Devise lautet: Schnell und geschlossen. Eine ausgezeichnete Devise, wenn sie nur eine andere Anwendung erführe!

Die glänzenden, wie Vanille duftenden und von der südlichen Sonne schwellenden Melonen werden von den gierigen Mündern mit erstaunlicher Schnelligkeit verschlungen. In den leeren, geschwächten Magen erzeugen sie Typhus, Ruhr und sogar Cholera...

In ihrem Hirn ist alles durcheinander gemengt, verwirrt und aufgewühlt, wie das Innere einer dieser Melonen, die von einem anspruchsvollen Käufer zu lange geschüttelt wurde. Die Vorstellungen von Gut und Böse, der Lebensdurst, die Leidenschaft für das Vagabundentum, die sie stärker packt als aller Wodka und alles Kokain — das rumort in dem kleinen, verlausten Besprisornykopf. Und wie soll man es nur anstellen, daß alles seinen Platz findet?..."

* * *

Man spricht in Rußland nicht mehr von Ausrottung des Besprisornytum, man begnügt sich bescheiden, es zu „stabilisieren". Gewisse Sowietpädagogen haben sogar gute Seiten im Besprisorny entdeckt, die den Gedanken aufkommen lassen, daß vielleicht gerade aus der Kinderverwahrlosung heraus dem Bolschewismus der Retter erstehen könnte. Denn die Besprisornys sind jedenfalls in gänzlicher Kulturfreiheit heranwachsende Menschen; sie sind von keiner Moral „verdorben"; sie sind aus eigener Kraft — am Leben geblieben, von Natur aus wohl körperlich widerstandsfähiger als die aus dem warmen verzärtelnden Schoße der Familie herangewachsenen Jugendlichen. Was sich an moralischer Intelligenz aus der Besprisornyjugend, am Verbrechertum vorbei, in das werktätige Leben des Erwachsenen hinein rettet, muß Auslese sein; muß beste Kraft sein für den Aufbau einer neuen Welt. So argumentieren die Sowiet-Pädagogen und die Sowietgewaltigen, um die ungeheuerliche Tatsache der Millionen verwahrloster Kinder im bolschewistischen Idealstaat zu beschönigen. Auf uns „Westliche" können diese Deutungs- und Verschönungsversuche keinen Eindruck machen. Wir glauben, daß das „stabilisierte" Besprisornytum das moralische Verdammungsurteil für den russischen Bolschewismus ist und bleibend sein wird. H. B.

Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen.

Von Frieda Schmid-Marti.

„So, dem!" sagt die Weidmattbäuerin und hüstelt. Ein spöttisches Grinsen verzieht ihr den Mund.

„Ja", feuert der Vögeli noch mehr ein, „seit das Setti geerbt hat, darf es sich etwas gönnen. Es hat's und vermag's." — —

Potz Stock und Scheit! Das schlug ein! Annelisi runzelt die Stirne und macht eine hämische Grimasse. Der Aerger verschlägt ihr fast die Stimme. Auf einmal stößt sie hervor: „Ich nehme von dem mit den Rosen, Vögeli. — Für die große Stube! Schließlich, wenn man so will — unsereins vermag's so gut wie das Stüdi-Setti, der Hochmutsnarr."

„Recht so, Annelisi, hast recht, wenn du dir etwas gönnst. Schließlich, mitnehmen kannst nichts einmal, und nur zum Schinden und Hunden ist man nicht auf der Welt. Leben kann man nur einmal. Also muß man so gäbig wie möglich leben, hä — hä — hä. Meiner Treu, Annelisi, das ist mein Grundsatz." — — —

Am Abend dieses Tages ist es. Ferdinand Vögeli hat die Werkstatt geschlossen und im Geschäft die Rolladen herabgelassen. Und jetzt kommt für ihn des Tages schönster Augenblick: bevor er die großen elektrischen Deckenlampen, die seine Schaufenster taghell erleuchten, ausschaltet, wandern seine Augen mit unendlichem Wohlgefallen über die wirklich fast städtische Einrichtung seines vor zwei Jahren an die Werkstadt angebauten Verkaufslokales. Ja, das war zeitlebens sein größter Wunsch gewesen. Seine Sattlerei in Ehren. Aber ein Geschäftsmann! Das klingt doch ganz anders! Ferdinand Vögeli, Sattler, oder Ferdinand Vögeli,

Kaufmann, Geschäftsmann, Handelsmann! Ein Narr muß einer sein, wenn er den Unterschied nicht merkte!

Ferdinand Vögeli hatte seinerzeit Tag und Nacht daran gesonnen, wie er zum Sattler auch Kaufmann werden könnte. Das alles lebte und wob schon im Urgrund seiner Seele, als er noch der arme Schlucker und Lehrbub beim Keßler-Joggi war. Und jetzt? — Und jetzt —. Schau einer an, hä hä ...

Er kramt in seiner Westentasche und zieht ein Schlüsselein hervor. Damit öffnet er die Ladenkasse und nimmt die Losung heraus: Zehn — zwanzig — vierzig — sechzig Franken und eine Hundertnote! Vögeli schmunzelt. Heute war's ein fetter Brocken. Daran waren Annelisis Rosen schuld, hä — hä — hä ... Ferdinand Vögeli lacht sein zufriedenes, nichtsnutziges Lachen. Dann dreht er das Licht aus und legt die Herrlichkeit seines Geschäftes in Finsternis. „Morgen ist auch wieder ein Tag", denkt er und freut sich schon diebisch auf den Morgen. Morgen hatte auch wieder jemand etwas nötig. Wer weiß, das Beiner-Aenni drüben eine Wiege. An der Zeit war es, daran zu denken... Oder der Hansi-Barthli mit dem lahmen Bein einen Liegestuhl. Auswärts kauften sie die Dinge nicht... Die Brust von lauter erfreulichen Gedanken geschwellt, schlarpt der Vögeli treppauf in seine Wohnung.

Droben in der Wohnstube, die recht spärlich erleuchtet ist, geht der Vögeli-Ferdi zu der alten Kommode, entnimmt ihr Papier und Schreibzeug, einen grünen Postscheck und das Postbuch. Damit setzt er sich an den Tisch zu seiner Frau. Sie strickt an einem Socken. Hans, der Sohn, liest die Zeitung. „Soo, endlich hat unsereiner auch Feierabend", sagt Vögeli gutgelaunt und läßt sich schwer in den Stuhl fallen. Er dehnt die Arme, daß es in den Gelenken kracht. Darauf legt er sie breit auf den Tisch. Er döselt eine Weile vor sich hin.

Mutter und Sohn sehen einander an. „Nimm einen Anlauf", reden die Augen der Mutter. „Darf nicht", antwortet der Blick des Sohnes ... Noch einmal zwinkern Katharina Vögelis Augen dem Jungen ermunternd zu. Hans aber schlägt den Blick nieder und knübelt etwas an seinem Gilet.

Jetzt hält Mutter Vögeli die Lismete ganz nahe in die Helle der Lampe und zählt halblaut die Maschen ab für die Ferse „... fünfzehn, sechzehn, siebenzehn ... du, Vater, wir — das heißt, der Hans und ich, sollten etwas mit dir reden."

Aber da fährt der Vögeli auf aus seinem Sinnieren. „Aufgehört mit Laferanten! Zuerst kommt das Geschäft! Ich muß dem Kyburz noch die letzte Roßhaarrechnung bezahlen."

Da schweigt Katharina Vögeli wieder, und der Hans wendet hastig ein Blatt um in der Zeitung. Ein wenig zu laut klappern die Stricknadeln.

Umständlich zählt Vögeli. Zähl noch einmal. Er tippt jedes Fünffrankenstück, jedes Zwei- und Einfrankenstück mit dem Finger an. Er zählt mit krampfhaft gesteigerter Aufmerksamkeit. „Besser dreimal zählen als nur einmal", brummt er und lehnt sich einen Augenblick im Stuhl zurück. Dann überfliegen die Augen noch einmal die Summe. Geierscharf. „Hundert — zweihundert — achtzig — neunzig — und zwei Fünfliber macht dreihundert Franken! Stimmt! Kann nicht fehlen..." Er schreibt den Postscheck, adressiert, trägt die Zahlung ins Postbuch ein. Keine schnellere Bewegung macht er. Endlich ist alles fertig. „Soo", seufzt er erleichtert, legt umständlich das Silbergeld zusammen, streicht die Banknoten ein und schiebt beides wieder in den Geldbeutel. Er steht auf und versorgt ihn in der Kommode.

„Jetzt", denkt Frau Vögeli, „jetzt wird es kommen!" Aber Ferdinand Vögeli fragt weder Frau noch Sohn nach ihrem Begehren. Er läßt sie seelenruhig mit ihrer Verlegenheit ringen. Endlich nimmt die Frau wieder einen Anlauf: „Eh ja, Vater, der Hans möchte jetzt doch einmal mit dir reden, von wegen... so sag's doch selber, Hans!"

„Was? — Wie? — Warum sollte es denn anders sein als bisher?"

„Eh aber, Vater, so denk doch, der Hans und das Züseli möchten eben gern für sich —."

„Soo, ist das Züseli auch wieder so ein neumodisches Fraueli, das meint, es könne keine Stunde Sühniswib sein, müsse alles besonders und apart haben, jedes Wassertröpfli und jedes Ankenbröseli... Ueberhaupt, Hans, sehe ich nicht ein, warum du so nötlich tust wegen dem Alleinfürdichsein. Bist der einzige Bub, treibst deines Vaters Handwerk, weißt, daß du einmal nur weiterfahren kannst. Auch im Geschäft. Ja, im Geschäft, sag ich! Mit dem Lisebethli mache ich das selber aus. Das ist meine Sache."

Wieder versucht die Mutter einzulenken: „He ja, Vater, aber so ein junges Ehepaar möchte doch auch wissen, woran es ist. Was ihm gehört und was den Eltern. Mit einem Wort: was man so hat, und wie man etwa daran ist... Von wegen mir — ich habe es nie gewußt... Aber mir brauchst es nicht zu sagen, nur dem Jungen ... dem Hans."

„Potz Erdenchätzer!" fährt da der Vögeli auf. „Sooos-seliso, ist das so gemeint! Ist das jetzt die neue Mode, daß man den Jungen das Messerhefti in die Hand gibt, bevor man selber genug Brot abgeschnitten hat? Käthi, Käthi, glaubst du, ich lasse mich vogten? Ne — ne — nein, Hänschen, hübsch vorweg angefangen mit Schaffen. Und wenn ihr Geld haben müßt, ihr wißt, wer es hat... Oder hat der Ferdinand Vögeli euch nicht immer Geld gegeben, wenn's nötig war, he... Red du, Käthi? Bist etwa bei mir verhungert oder verkommen?"

„Nein, nein", beschwichtigt die Frau, „das nicht." Sie schweigt von ihren tagtäglichen Niederlagen in gewissen Dingen, aber auch von den zeitweiligen Siegen in andern Dingen, die sie schweigend und scheinbar nachgebend — erringt. Sie ist stumm wie das Grab. Sie hat es in der Ehe gelernt, wie man den Ferdinand nehmen kann und muß. Es gelingt ihr zwar nicht immer. Aber sie geht ihren Weg mutig und unverdrossen.

„He nun so denn, so wäre das erledigt", sagt Vögeli und sonnt sich im Gefühle seines unübertrefflichen Hausherrenregimentes. „Du, Hans, und dein Meitschi, ihr nehmt die Stöckliwohnung. Gegessen wird an einem Tisch. Und was ihr an Finanzen nötig habt, rücke ich jeweilen aus, verstanden.

Hans wirft der Mutter einen verzweifelten Blick zu. Da überwindet diese Furcht und Bangen und rafft sich einmal — einmal zu einer resoluten Rede auf. „Gut, Vater, wenn das so gehen soll, so will ich jetzt auch einmal meine Meinung sagen. Erstens gib dem Hans einen anständigen Lohn, wie er jedem Gesellen zukommt. Wir müssen uns sonst vor Züselis Eltern schämen. Und zum andern: im Stöckli, in der Wohnstube, wäre ein neuer Stubenboden bitter nötig, sonst bricht jemand am heiterhellen Tag ein Bein darauf. Da wir nun doch Linoleum im Laden haben, dachte ich..."

„Was dachtest du, Käthi?"

„He ja, ich dachte, du könntest den Boden ausbessern lassen und dann mit Linoleum überlegen."

„Ha — ha — ha", lacht der Vögeli und krümmt sich. Er schlägt sich mit der flachen Hand aufs Knie, daß es klatscht. „Ha — ha — ha, hör einer an, nun will auch mein Käthi einen Linoleum haben! Solch neumodisches Fotzelzeug! Solches Schein- und Blendwerk! Will den alten Stubenboden mit Rosen und Nägeli tapezieren oder gar damit bepflastern! Ha — ha — ha, eh aber, eh aber, Käthi, das hätte ich doch nicht gedacht von dir, daß du in deinen alten Tagen noch so närrisch würdest und dich von solchem Zeug verblenden ließest! Wir — und einen Linoleum in die Stube! Es ist zum Lachen. Das schickt sich wie die Faust aufs Auge. Nein, solche Narreteien habe ich dir gar nicht zugetraut, Käthi!" (Fortsetzung folgt.)